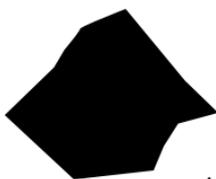




Thomas
De Quincey

Ruin



Aus dem Englischen
und mit einem Nachwort
von *Andreas L. Hofbauer*

FRIEDENAUER PRESSE

INHALT

7 Ruin

Andreas L. Hofbauer

151 Die Tatsache des Muffs

179 Anmerkungen

»Schwach zu sein ist elend« – Das wissen wir und bedürfen dafür gar nicht erst der Worte des großen Erzengels.¹ Jede Schwäche birgt Leid und Erniedrigung, ganz gleich wie sie beschaffen sein mag und unbesehen des Gegenstands, an dem sie sich erweist. Deshalb liegt, jenseits der anderen Schwachheiten und aufgrund des traurigen Vorrechts, elendiger zu sein als das Elend der anderen zusammengenommen, die Hauptschwäche des Menschen im *Besitzanspruch* auf seine Freuden und die Macht, und sei es bloß einen Lidschlag lang, diesen Blütenkranz – zarte und seltene Blüten im günstigsten Fall! – zu schützen, dessen Gebinde sich bisweilen auf seine stolze Stirn herabsenkt. Kein Ende hat das Wehklagen, und niemals wird es ein Ende haben, welches über das zu Schanden gehen menschlichen Stolzes von der Erde emporsteigt und sich den aufrührerischen Herzen ihrer Kinder entringt – Klage über die Unbeständigkeit dessen, was in des Menschen Macht zu fassen oder anzustreben steht, über die Zerbrechlichkeit all dessen, was er ererbt hat, und über die Leere, die im Rausch der Freude für jedes Auge sichtbar wird, wirft man auch nur einen Blick unter die Faltenwürfe der schattenhaften *Gegenwart*, in die Leere, in die blanke Hinterlist der Leere, auf der aller Prunk und alle Eitelkeit des Lebens letzten Endes beruhen. Dieser abgenutzte und dennoch unermüdliche Stoff, dieser pathetische Gemeinplatz der Menschlichkeit, ist zu jeder Zeit Thema für vielerlei Auseinandersetzung, sei es bei den Dichtern, den Rhetoren, den Geschichtenerzäh-

lern, den Moralisten, den Wahrsagern oder den Philosophen. Sie alle mühen sich in der traurigen Selbstgefälligkeit ihres eigenen Seufzens und Stöhnens, diese eintönige Klage aufzuzeichnen und zu begründen, die doch gar keiner anderen Urkunde und keines anderen Beweises bedarf als ebendieses Seufzens und Stöhnens. Was ist Leben? Dunkelheit und formloses Nichts im Anfang oder jenseits jeden Anfangs – sodann ein schummriger Lotos menschlichen Bewusstseins, auf uferlosen Wassern treibend – sodann ein wenig wonniges Lächeln und viele Tränen – ein bisschen Liebe und grenzenlose Mühsal – ein Flüstern aus dem Paradies und grimmiges Höhnen aus der Anarchie des Chaos – Staub und Asche – und dann wiederum ringsum kreisende Dunkelheit wie zu Beginn, derart eine Insel unseres abstrusen Daseins abrundend oder formend – *das* ist das Menschenleben; *das* ist die Summe, die aus dem Gelächter und den Tränen des Menschen gezogen werden muss – die Summe dessen, was er leidet und vollbringt – aus seinen Schritten in diese oder jene Richtung – nach rechts oder nach links – rückwärts oder vorwärts – aus all seinen scheinbaren Wirklichkeiten und all seinen unkontrollierten Verwerfungen – aus all seinem schattenhaften Pomp und seinen pompösen Schatten – die Summe dessen, was immer er auch denken und entdecken mag, was ihn zum Erfolg oder ins Scheitern treibt, was er gründet oder was er ins Werk setzt, liebt, hasst oder in furchtsamer Hoffnung ahnt – so ist es, so war es, und so wird es sein in alle Ewigkeit.

Doch in der tiefsten Tiefe klafft stets noch eine tiefere Tiefe;² und in den unermesslichen Hallen menschlicher Schwäche gibt es abgeschiedene und weit düsterere Gemächer einer noch auserleseneren und vollendeteren Schwachheit. Wir nennen es Hinfälligkeit, wenn sich nach sieben Jahrzehnten das Ende vom Lied einer vergnüglichen menschlichen Existenz einstellt und ihre Schönheit und Kraft, lange bevor dieses Alter überhaupt erreicht wurde, bereits von Unkraut überwuchert und dem Vergessen anheimgefallen ist. Aber es gibt eine Zerbrechlichkeit, für die dieser der menschlichen Art eigene Lauf der Dinge im Vergleich einer enormen Zeitspanne entspricht. Denn Fälle sind bekannt – und derer nicht wenige –, bei welchen eine einzige Woche, ein Tag, ja eine Stunde ausreicht, um alle Reste und Marksteine eines erinnerungswürdigen Glücks hinwegzufegen; hier eilt das Verderben schneller voran, als Wind gepeitschte Regenschauer im Gebirge ziehen, schneller, als ein »Musiker Töne streut«;³ Fälle, bei denen »Es war« und »Nimmermehr« Worte sind, die in ein und derselben Sekunde über die Lippen desselben Mundes kommen; Fälle, bei denen die Sonne, die des Mittags noch alles kräftig und freigiebig beschien, lange vor der Stunde ihres Sinkens schon auf ein Wrack hinunterblickt, zuweilen gar auf die vollständige Auslöschung eines jeden noch so flüchtigen Denkmals, als hätte es da unten überhaupt nie ein Fahrzeug gegeben, das Schiffbruch erlitt, oder ein Wrack, das auszutilgen wäre.

Diese Fälle, gleichwohl wir auf sie an dieser Stelle nur rhetorisch zu sprechen gekommen sind, ereignen sich tagtäglich; und wenn sie im Vergleich mit den unzähligen Millionen, aus denen sich die ganze Spezies zusammensetzt, auch gering an Zahl sein mögen, so sind sie trotzdem zahlreich genug, werden sie jeder für sich absolut gerechnet; und kein Tag vergeht innerhalb der Grenzen einer ganzen Nation, an dem nicht viele Familien ihrer Oberhäupter beraubt oder vom Ruin verschlungen werden oder sich ihre Bahn von den sonnigen Strahlen abwendet und in finstere Wildnis einkehrt. Schiffbrüche und nächtliche Feuersbrünste sind zuweilen, und besonders in bestimmten Ländern, Kalamitäten en gros; mehr noch gilt dies fürs Schlachtgemetzel; Erdbeben, Hunger und die Pest sind, wenn auch seltener, Heimsuchungen mit noch größerer Zerstörungsmacht. Krankheit und Pech bei geschäftlichen Unternehmungen hingegen sind, wenn auch von begrenzterem Umfang, die sehr viel häufigeren Plagen. Und vor allem, oder mit der größten Düsternis im Gefolge, ist es die Krankheit des Hirns – der Irrsinn –, die nahezu tausend Menschen aus einer Million heimsuchend, in den bevölkerungsreichen Nationen jeden Tag zahlreiche Verwüstungen betreibt. »Das in Trümmern liegende Babylon ist kein so trauriger Anblick als eine menschliche Seele, die in den Wahnsinn gestürzt wurde«, wie ein großer Autor bemerkte.⁴ Doch gibt es noch Betrübleres als *das* – denn noch entsetzlicher ist der Anblick des Ruins einer Familie,

in den sie das Verbrechen getrieben hat. Fälschung, Untreue, Unterschlagung privater oder öffentlicher Gelder – (ein Verbrechen, das bedauerlicherweise im Zunehmen begriffen ist, befördert durch das Beispiel und den Beweis der leichten Durchführbarkeit von Fauntleroy⁵) –, all diese Ungeheuerlichkeiten, die nur allzu oft das Schicksal glücklicher Familien durch die schreckliche Katastrophe des Selbstmordes besiegeln, machen selbstverständlich in jeder wohlhabenden Nation oder überall dort, wo Besitz verbreitet und ausgeprägt vorhanden ist, zwingend die Hauptmasse dessen aus, was von der öffentlichen Gerichtsbarkeit zur Rechenschaft gezogen wird. Jede einzelne dieser Taten reicht aus, um den Frieden und das Wohlergehen einer Familie zugrunde zu richten; und in der Tat bedarf es oftmals bloß der Zeitspanne von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, um eine solche Verheerung herbeizuführen; häufig wird das ganze schreckliche Verhängnis sogar in ein und derselben Stunde zum Abschluss gebracht und denjenigen, die es in erster Linie betrifft, auch kundgetan. Der gewaltige Dschagannath-Wagen⁶ des gesellschaftlichen Lebens donnert unablässig vorwärts, niemals hält er an, um einen schonenden Blick – des Mitleids – zu gestatten, unerbittlich schiebt er sich vorwärts, teilnahmslos wie der Marmor in der Mine, unbekümmert darob, wen oder wie viele er vernichtet, gleichgültig angesichts der Folgen, mögen diese unmittelbar oder mittelbar, zahlreich oder nur wenige sein. Je mehr die Größe und der Umfang des gesellschaftlichen

Systems anwachsen, desto mehr vervielfacht es seine Opfer und erhöht ihre Zahl, desto mehr verbirgt es sie. Aus demselben Grunde gilt aber auch, genauso wie bei den römischen Amphitheatern, als diese begannen die Ausmaße mächtiger Städte anzunehmen (manche beherbergten 400 000 Zuschauer, andere ein Fünftel dieser Menge), dass Tod und Geburt als triviale Ereignisse erscheinen, während sie in einem kleinen, modernen Theater etwas Seltenes und Bemerkenswertes bleiben; und geradewegs so, wie sich diese gewaltigen Zwischenfälle vervielfachen, bleiben sie *pari passu*⁷ unbeachtet und mühelos verhehlt: denn sie können keine Neugier mehr wecken; das Aufsehen, das sie erregen, ist gering oder gar keines.

Aus diesen fürchterlichen Tragödien, die gleich dem Monsunregen und den Wirbelstürmen die Arbeit von Jahren im Nu zu vernichten imstande sind, kann jedoch nicht bloß eine beeindruckende Lektion gelernt, manchmal vielleicht sogar eine Warnung empfangen werden, sondern aus ihnen lässt sich auch (und dies zum allgemeinen Gebrauch) ein wenig Trost ziehen. Was auch immer die Missgeschicke und Nöte im Leben eines Mannes gewesen sein mögen, so genießt er doch das Privileg, sich und seine Freunde im Vergleich zu diesen Tragödien unter die Glücklichen rechnen zu dürfen, wenn er als einer ihrer Verursacher oder an ihrer Gewalt Beteiligter oder – vielleicht noch unschuldiger (aber zuweilen darin nicht weniger unglücklich) – als Teilnehmer an dem unverzüglichen Ruin oder an

der langen, leidvollen Schuldrückzahlung, die diesem folgt, derlei massiven Stürmen entging.

Die folgende Geschichte gehört zu den rasenden Tragödien und schlagartigen Verwüstungen, wie sie soeben beschrieben wurden. Der Leser mag versichert sein, dass jedes geschilderte Vorkommnis zur Gänze der Wahrheit entspricht und in diesem Sinne nichts verändert wurde; ebenso blieben, mit Ausnahme der Dialoge, obgleich uns ihr Verlauf und die allgemeinen Umstände, unter denen sie geführt wurden, bekannt sind, ihr genauer Inhalt aber unter den aufwühlenden Umständen, die sie auslösten, notwendigerweise verloren ging, die einzelnen Details unverändert. Indes schien es angebracht, die heikle Nennung des Namens der großen Stadt und damit auch der großen Nation zu unterlassen, in der alle diese Ereignisse stattgefunden haben. Dies geschah in erster Linie mit Rücksicht auf die Nachkommen einer Person, die in dieser Geschichte eine Rolle spielt. Andererseits wäre auch das wohl nicht nötig gewesen, da angemerkt werden darf, dass jeder Einzelne, der unmittelbar in diesen Fall verwickelt war, bereits tot ist: Mit nur einer einzigen Ausnahme wurden sie alle im Laufe von mehr als fünfzig Jahren zu Grabe getragen.

Es war Frühlingsanfang im Jahre 17—; man schrieb den 6. April; und das Wetter, das sich in den letzten sechs oder sieben Wochen durch grimmige Kälte ausgezeichnet hatte – tatsächlich war es so kalt, wie schon viele Jahre nicht mehr, immerzu herrschte Düsternis und ständig kamen Stürme auf –, war nun, wie man dies aus Schweden kennt, mit einem Male strahlend – wohltuend –, traumhaft geworden. Allgemein fürchtete man, dass ein derart plötzliches und frühes Vorspiel des Sommers nicht von langer Dauer sein könne. Doch gerade das war der Grund, warum ein jeder umso begieriger darauf aus war, bloß keine Stunde des Vergnügens zu versäumen, das so flüchtig schien. Man bekam den Eindruck, dass die gesamte Bevölkerung dieses Landstrichs, eine Bevölkerung, die zu den zahlreichsten innerhalb der ganzen Christenheit zählt, aus Winterschlaf haltenden Tieren bestünde, die nun plötzlich, geweckt vom milden Sonnenschein, aus ihrer langen Starre erwachten. Zu jeder Stunde des goldenen Morgens hallten die Straßen wider von den Stimmen unterschiedlicher Gruppen junger und alter, schüchterner und frecher Frauen, ja sogar jene, die auf übertriebene Weise um ihre Gesundheit besorgt waren, kamen heraus, waren sie doch zum ersten Mal versucht, ihre Winterkleidung mitsamt ihren Kaminzimmengewohnheiten abzulegen. In der ganzen ländlichen Umgebung unserer gewaltigen Stadt, in den Wäldern und grenzenlosen Fluren, hallte nun Tag ein Tag aus diese fröhliche Stimmung eines jungen und heiteren Neuerwachens

wider, das dem der Vögel und der Blumen und der gesamten Natur glich, die in der verschwenderischen Glückseligkeit dieser wunderbaren Jahreszeit erblühte.

Sagte ich Glückseligkeit? Jawohl, Glückseligkeit! Glück für mich vor allem anderen, denn schließlich gehörte auch ich damals zu den Jungen und Fröhlichen: Ich war gesund, ich war stark, ich war, in einem sehr diesseitigen Sinne, erfolgreich! Keinem schuldete ich einen Heller, keinen musste ich meiden, niemand aus dem Weg gehen. Ich nahm einen respektablen Rang in der Gesellschaft ein. Ich wurde, frei heraus gesagt, ob meiner persönlichen Qualitäten geschätzt, unbesehen irgendwelcher Vorteile, die ich der Fortune verdankte oder aus meinem Erbteil zog; ich hatte guten Grund, mich in meinem kleinen Bekanntenkreis für beliebt zu halten; und schließlich, was vielleicht die krönende Gunst zwischen all den anderen mir zukommenden erfreulichen Anlagen war, blieb mir das Gefühl des *Ennui* fremd, und ich fürchtete auch nicht, in seine Fänge zu geraten, besaß ich doch von Grund auf ein leidenschaftliches Temperament. Ich verfügte über ein kräftiges animalisches Empfindungsvermögen und wusste um das eine große Geheimnis, wie man sich das daraus resultierende Wohlgefühl erhält: nämlich durch ertüchtigende tägliche Leibesübungen. Und auf diese Weise lebte ich also ganz im Lichte der Gegenwart oder (so würde ich sagen, geriete ich damit nicht in Verdacht, nach schönrednerischen Ausdrücken zu haschen) im ewigen Mittag wolkenloser Zuversicht.

Das sei ein Segen, wird man meinen, das seien die goldenen Elemente der Glückseligkeit. Zweifellos, und dennoch habe ich das Gefühl, dass ich, mit Ausnahme meiner gesunden Konstitution und meiner soliden animalischen Verfassung, bislang nichts erwähnt habe, was sich vergleichsweise nicht auch als ganz gewöhnliche Eigenschaft denken ließe. Alle anderen von mir aufgezählten Vorteile hätten, hätten sie mir gefehlt, auch erworben werden können; wäre ich ihrer verlustig gegangen, so hätte ich sie wiedergewinnen können; und selbst wenn sie unwiederbringlich verloren gegangen wären, hätte ich mit einiger philosophischen Anstrengung ebenso auf sie verzichten können und für jeden von ihnen Ersatz, vielerlei Gleichwertiges, finden mögen oder, falls nicht, zumindest Trost für ihr Nichtvorhandensein. Jetzt gilt es aber, auf andere Segnungen zu sprechen zu kommen, die zu großmächtig sind, als dass sie sich überhaupt ermessen ließen, und die nicht allein aufgrund ihres Ranges und ihrer Würde alle anderen Elemente der Glückseligkeit übersteigen, sondern aus einem viel traurigeren Grund – denn sind sie erst einmal verloren, dann ist nichts und niemand mehr imstande, sie wieder einzusetzen, und niemals wieder werden sie aufs Neue ausgeteilt; es sind die Segnungen, unter welchen wir »entweder leben oder gar kein Leben haben«:⁸ Lichter sind sie uns auf den Pfaden durch die Dunkelheit und für die Unsicherheit unserer Schritte – und sind diese Lichter erst einmal gelöscht, dann darf hieniden keiner mehr hoffen, ei-

nen Blick auf die Pforten des Paradieses zu werfen, die für ihn erstrahlen. Zu diesen Lichtern gehört, wie ich erwähnen möchte, ein Verstand, der, mag er an sich scharfsinnig sein oder auch nicht, in jedem Fall ein aufs Höchste kunstvoll verfeinerter werden sollte; und um die Wahrheit zu sagen, hatte ich in meinem Leben nicht vielen anderen Geschäften nachzugehen, als mich dieser vornehmen und ergötzlichen Aufgabe zu widmen. Hinzufügen möchte ich einen weiteren Segen, der nicht im gleichen *positiven* Sinne sich einstellt wie jener, den ich gerade erwähnte, denn es liegt nicht in der Natur seiner Sache, so beharrlich zur Entwicklung des Denkens beizutragen, doch gleicht er jenem in dem Sinne, dass das Fehlen einer dieser beiden Segnungen dieselbe Last bedeutet hätte – es ist das Gewissen, das sich keines Vergehens schuldig weiß. Wenig wiegt es deshalb, da ich niemals in Versuchung geriet und keinem Menschen je Schaden zugefügt hatte. Das war günstig; schwerlich aber nur kann ich mich dafür selbst loben, war es ja nichts weiter als ein Begleitumstand, der sich meiner Lage verdankte. Auf eines jedoch, was jenseits dieses Verdienstes liegt, das *ohne* mein Zutun zustande kam, will ich Anspruch erheben, denn ich bin im Grunde eine milde und gütige Natur; und als ich an Jahren älter und an Erfahrungen reicher wurde, führte mich die Dankbarkeit über mein eigenes überaus großes Glück dazu, aus Prinzip und mit System zu verfolgen, was ich schon vorher aus blindem Antrieb heraus getan hatte, sodass es mir aufgrund dieses doppelten Beweis-

grundes nicht möglich war, meine Ohren vor den Bitten der Geplagten zu verschließen, gleichgültig welche Opfer ich dafür bringen musste. Wohl hätte man mich damals nur schwerlich einen religiösen Menschen genannt, obwohl ich zweifellos alle Grundlagen in mir trug, aus denen späterhin Religiosität hätte aufsprießen können. Mein Herz war erfüllt von der Dankbarkeit der Vorsehung gegenüber: Ich besaß den reinen Charakter unbefangener Frömmigkeit; und in diesem Sinne durfte man mich durchaus doch einen gläubigen Menschen heißen, da ich, in der Einfalt der Wahrheit stehend, hätte ausrufen können:

In Ehrfurcht seinem Willen unterthan,
fürcht' ich, mein Abner, Gott – und ihn allein.⁹

Doch weshalb beim Anstieg zum wahren Höhepunkt jener endgültigen Vollendung und vollkommenen Krone meines Glücks – zu diesem allmächtigen Segen, der allem anderen erst Wert verlieh – zögern? Weshalb, oh, weshalb schrecke ich in erbärmlicher Schwäche zurück – wovor? Schrecke ich davor zurück, die Bilder und Gestalten eines längst begrabenen Glücks wieder auferstehen zu lassen, sie wieder ins grelle und unerträgliche Licht zu zerren? Ein solches Zurückschrecken wäre verständliche und nachvollziehbare Schwäche. Wie aber soll ich einer solchen Wiederbelebung ausweichen, ob ich sie zur Sprache bringe oder nicht, wie kann ich vor etwas fliehen, das mir zu allen Zeiten

ohnehin lebendig vor Augen ist? Was soll es bringen, ins künstliche Licht zu rücken, was mir – bei Tag und bei Nacht –, ganz gleich ob ich wache oder schlafe, seit achtunddreißig Jahren mit seinem leidgetränkten Glanz das Hirn versengt? Weshalb davor zurückschrecken, dieser Last des Schmerzes Ausdruck zu geben, ihr Stimme zu verleihen, wo sie doch selbst nach so langer Zeit kein Gran an Gewicht verloren hat und auch ganz gewiss durch noch so laute Kundmachung keines dazu gewinnen wird? Es bedarf keiner weiteren Erläuterungen zu sagen, dass der unbezahlbare Segen, dem ich den höchsten Platz in dieser immer weiter ansteigenden Übersicht eingeräumt habe, meine Lebensgefährtin war – mein Liebling, meine junge Frau. Oh, taubengleiches Weib!, dazu ausersehen, in der Stunde höchster Wehrlosigkeit einem beutegierigen Geier zu begegnen – du Lamm, das mitten hinein in ein Rudel Wölfe geraten ist – zitternd – du bebendes Rehkitz, das den Pfad des blutrünstigen Tigers kreuzte – du Engel, dessen unschuldiges Herz viel zu früh dazu bestimmt war, diesen unreinen Planeten zu fliehen; wenn es denn tatsächlich unausweichliche Notwendigkeit gewesen sein soll, dass du keinen anderen Halt zu finden vermochtest, als inmitten der Himmel, denen du entstammtest, wenn es tatsächlich dein unausweichliches Schicksal war, hinter dir zu lassen, was deiner nicht wert war – du einem Ruf folgen musstest, den man nicht beiseitelassen konnte – doch warum, warum nur, frage ich immer wieder –, warum war es

dann zugleich notwendig, dass dein Aufbruch, der mir so wehe tut, auch für dich selbst durch die Qualen des Martyriums verkündigt wurde? Geheiligte Geliebte, wenn du, gleich den Kindern der alten Hebräer, gleich Meschach und Abed-Ngo,¹⁰ vom göttlichen Befehl dazu auserkoren warst, den glühenden Feuerofen zu durchschreiten, und dies, beinahe selbst noch ein Kind, ganz allein tun musstest, warum konntest nicht auch du, wie jener Meschach, jener Abed-Ngo, unversehrt aus dieser schrecklichen Folter hervorgehen? Warum war es denn nötig, wenn das Opfer schon ein vollkommenes zu sein hatte, es auf so furchtbare Weise zu erbringen? Und wenn der Kelch, dieser bittere Kelch endgültiger Trennung von denjenigen, die das Licht deiner Augen waren und den Schlag deines Herzens bestimmten, schon nicht an dir vorübergehen konnte¹¹ – warum war es dir dann nicht gestattet, ihn im Zustand des inneren Friedens zu leeren, wie es einem Herzen zukommt, das ohne Sünde ist?

Doch man wird sagen, all das sei nichts weiter als Gemunkel, aufsässiges Gemunkel wider die Ratschlüsse Gottes. Aber nein: Seit langer Zeit schon habe ich mich gefügt, habe resigniert, ja mich vielleicht sogar abgefunden mit dem Bankrott meines Lebens, weil es sich eben um Gottes Willen gehandelt hat und entsprechend der Schwäche meiner eigenen unvollkommenen Persönlichkeit geschehen ist. Mein Zorn aber auf alle irdischen Handlanger, die diesen Ruin betrieben haben, lodert immer noch wie eine turmhoch aufragende